

tielle Wohlwollen gründete Briest die Bodenwerk e. G. m. b. H. für Siedlung, Gartenbau und Werkschaffen.

Der damalige niedersächsische Landwirtschaftsminister Block hielt von solchen Plänen nicht allzu viel. Er bedeutete dem Naturapostel ziemlich schroff, daß für den niedersächsischen Landwirtschaftsminister „der Mist zum natürlichen Kreislauf“ gehöre.

Trotzdem ließ Briest, unterstützt von seinen Freunden Bummerstedt in Hellwege, Kreis Rotenburg (Hann.), und Heinrich Frantzen vom Vegetarier-Haus Midgard in Köln-Müngersdorf, nach eigenen Worten „keinen Stein auf dem andern“, um zum praktischen Anfang zu kommen.

Das ernsthaft in Aussicht genommene Gelände Druhwald, das ehemalige Marine-sperrwaffenarsenal mitten in der Lüneburger Heide, wurde dann jedoch „völlig unvermittelt und ohne vorherige Rücksprache“ in andere Hand gegeben.

Auch ein zweites Vor-Währungs-Reform-Argument ist weggefallen: Die Vegetarier operierten damit, daß nach 1945 zahlreiche Familien und Einzelpersonen ihre vegetabile Ernährung beibehielten. Das war aber zu der Zeit, als mit 100 Gramm Fleisch im Monat ein allgemeiner „Zwangsvvegetarismus“ in Deutschland exerziert wurde.

Trotzdem hofft das ganze Bodenwerk, daß eines Tages doch noch das erste vegetarische Musterdorf auf niedersächsischem Boden entsteht. Tiere außer Bienen dürfen nicht gehalten werden. Das ist das einzige Zugeständnis, das Briest macht, obwohl die Haltung von Bienen auch schon bedenklich nach „Ausbeutung fremden Fleisches“ aussieht.

Krankenhäuser kennt man im Musterdorf nicht. Dafür sollen Gesundheitshäuser eingerichtet werden. Stallmist ist selbstverständlich völlig verpönt. Der „natürliche Kreislauf“ soll durchbrochen werden.

Walnüsse spielen im Musterdorf eine ganz große Rolle. Vegetarier brauchen sie feld- bzw. waldweise. Alle diese Fragen sollen im Briest-Organ „Der Förderer“ bis ins einzelne behandelt werden, wenn es erst wieder in größerer Aufmachung erscheinen kann.

Seinen ersten Plan von 1945, Deutschlands Guttempler, Tierschützer, Freikörperkultur-Anhänger, Lebensreformer, Freiwirtschaftler, Vegetarier usw. in einer politischen „Reform-Partei Deutschlands“ zu vereinigen, hat Briest inzwischen aufgegeben. Es gibt noch nicht genügend Anhänger.

Briest teilt alles, was menschliches Antlitz trägt, vorerst noch ein in:

- Untermenschen: nach Briest 80 Prozent;
- Unmenschen: nach Briest 18 Prozent, und solche, die bereit sind,
- Menschen zu sein: nach Briest leider nur erst 2 Prozent.

Inzwischen weist Heinrich Frantzen auf seiner von der Vegetarier-Union „anerkannten Lehrsiedlung“ Midgard bei Köln weiter nach, daß man auf jedem Hektar Land entwerfen

- sieben Doppelzentner Schweinefleisch mit 57,4 Prozent Wasser, 17,2 Prozent Eiweiß, 22,8 Prozent Fett, 0,0 Prozent Kohlehydrate „ernten“ oder z. B.

- neun Doppelzentner Mohnsamen: 0,0 Prozent Wasser, 16 Prozent Eiweiß, 48 Prozent Fett, 15,8 Prozent Kohlehydrate oder

- 18 Doppelzentner Leinsamen: 18 Prozent Eiweiß, 41 Prozent Fett erzielen kann.

Den Leinsamen schüttet sich Briest-Gandhi, eßlöffelweise in der Kaffeemühle gemahlen, vermischt mit Weizenkleie, über seinen Topf schwarzer Johannisbeeren. Das

ergibt ein kräftiges Mittagessen. Manchmal gönnt er sich auch noch einen oder zwei Äpfel zum Nachtisch.

Am Vormittag lutscht er ein Pfefferminzbonbon. „So einen tollen Kerl wie mich haben Sie sicher noch nicht gesehen!“ sagt er dann.

Mit der Demonstration seiner eigenen Körperkraft will er Nachahmer heranziehen. Das ist das Rezept „nach unten“, seit aus der Parteigründung nichts wurde. Es gibt auch ein Rezept „nach oben“.

Briest will in Oosterbeek für seine Idee der „familia hominum“ werben. Eine kleine Gemeinschaft von gleichgerichteten Geistesbrüdern — „dreihundert genügen schon“ — soll sich in der ganzen Welt „kontakten“ und dann gleichsam als außerplanmäßige „vegetarische Weltregierung“ ihren Einfluß geltend machen.

Die Mitglieder müssen sich schärfsten Bedingungen hinsichtlich ihrer Lebensführung unterwerfen und Menschen von „hohem Geistesadel“ sein. Die „familia hominum“ soll keine freimaurerähnliche Organisation bilden. Eher denkt Adolf Briest an eine Gesellschaft von tibetani-

renz faulenzte, sondern wacker weiterarbeitete.

Daß Wilhelm Furtwängler und die Pianisten Elli Ney und Walter Gieseking ebenfalls vegetarisch leben, wird in keiner Diskussion vergessen. Die Korrespondenz reicht in alle Welt. In die Ostzone wandern Päckchen mit Weizenkleie.

Dem Nachfahren einer Frau, die durch Fontanes Feder Weltruhm erlangte, ziemt auch eifrige publizistische Tätigkeit in den „Mitteilungen“ der V. U. Deutschlands. Von Manfred Kyber bis zu den Antroposophen werden alle ethischen Vegetarier eifrig zitiert. Die in Ephausen für Süddeutschland von einem Herrn Rall organisierte zweite deutsche V. U. wird weniger oft genannt.

Wenn die Oosterbeek-Tagung der Vegetarier-Idee neuen Aufschwung gibt, wird die Werbung in Deutschland noch intensiver werden. Ginge es nach Briest, würden alle Fleischerläden geschlossen.

Die Aussichten dafür sind vorerst jedoch gering. Auch wenn, wie Briest versichert, deshalb die weiße Rasse „zum Untergang verurteilt“ ist.



Erster Kuß für Stalin
M. Kowalewa



Prototyp des Sowjet-Helden
B. Andrejew

schem Priesterzuzchnitt, in der er selbst den Dalai Lama darstellen würde.

Dem Einwand, daß etwa dann auch Männer wie Hitler, der selbst kein Fleisch zu essen gewohnt war, auf gut vegetarisch in die Familie aufgenommen werden könnten, begegnet der zweite Adolf mit der Feststellung: „Hitler war niemals ein echter Vegetarier, sondern nur Fleisch-Meider.“ Echter Vegetarismus nach Vegetarier-Unions-Grundsätzen ist ethisch untermauert.

Es freut Briest, daß viele Pastoren und Pfarrer ebensolche Vegetarier sind wie er selbst. Einer von diesen gab in der letzten Zeit ein leuchtendes, leider unbeachtet gebliebenes Beispiel.

Der 66jährige Pfarrer Otto Kaiser aus Singen/Hohentwiel schlug mit einer halben Tasse Fruchtsaft täglich in einer Fastenkur von sechzig Tagen jeden publizistisch herausgestellten Hungerkünstler in Frankfurt und Lyon um Längen. Die halbe Tasse Fruchtsaft wird mehr als wettgemacht dadurch, daß Pfarrer Kaiser in diesen sechzig Tagen nicht wie seine Sensations-Konkur-

FILM

BERLIN

Frau Hitler reicht das Gift

Eva Braun benimmt sich recht würdig. Während der russisch verfilmte „Fall von Berlin“ (Teil II) im Ostberliner Babylon-Kino seinem Ende zustrebt, verteilt die schöne, frischgebackene Frau Hitler erhobenen Hauptes Gift an die Gäste.

Ehemann Hitler, mit gekrümmtem Rücken und angstverzerrtem Gesicht wie ein verfolgungswahnsinniger Tyrann aus Stummfilmzeiten, sieht zu, wie Eva seinen Schäferhund vergiftet — zur Probe.

Vor seinem Selbstmord bekommt Film-Hitler noch eine Chance, im großen Stil zu töten. Er läßt den S-Bahn-Schacht am Potsdamer Platz überfluten, in dem Tausende von Frauen, Kindern und Verwundeten die letzten Kriegstage Berlins abwarten.

Die alte russische Falschmeldung vom Massensterben im S-Bahn-Tunnel hat schon Wolfgang Staudte im DEFA-Film „Rotation“ mit dramatisch Ertrinkenden schwarz-weiß verfilmt. Michail Tschiaureli, der 66jährige Regisseur vom „Fall von Berlin“, ehemaliger Schlosser, Theaterregisseur, Maler und Bildhauer, hat den nie stattgefundenen Massenmord bunt ausgeführt. Berliner Arbeitslose gingen gern als Statisten für 140 Ostmark Tagesgage auf einige Stunden ins Wasser.

Aber Tschiaureli brachte im Herbst 1949 auch russische Statisten zu Außenaufnahmen mit nach Berlin. Sie eroberten in den Babelsberger Ateliers blutbeschiert und Hurrä-schreiend den Reichstag (siehe Rückseite). Der Original-Reichstag konnte nicht zum zweitenmal erobert werden, denn er liegt wenige Schritte hinter dem Brandenburger Tor im britischen Sektor.

Die 10 000 russischen Statisten, zum größten Teil Mongolen, machten damals die Gegend um Potsdam äußerst unsicher. Überfälle und Morde füllten die Drehpausen einiger Komparsen. Sie fühlten sich wieder in den Siegestaumel von 1945 versetzt und spielten ihren eigenen „Fall von Berlin“ — ohne Drehbuch.

Im Drehbuch ist nur vom Heldenkampf die Rede. Boris Andrejew verkörpert den Prototyp des Helden, dabei sehr rundlich und gutmütig. Andrejew ist der populärste russische Filmschauspieler. Früher war er Schlossermeister. Auf der Leinwand spielt er oft Traktoristen und Soldaten.

Am „Fall von Berlin“ beteiligt er sich als muskulöser, wenig wortgewandter Stachanowarbeiter Iwanow und späterer Sergeant, dem der Krieg seine Liebste, eine Lehrerin, entrisen hat. Erst auf dem Tempelhofer Flugplatz, wo sich die russischen Truppen zur Begrüßung Stalins einfinden, trifft und umarmt Iwanow seine Braut, die lebend einem deutschen KZ entkam.

Doch sie läßt den Freund noch einmal stehen und eilt, Stalin zu küssen. Hysterischer Jubel umtost den ruhig lächelnden Diktator.

Stalin befahlt sich im zweiten Teil des Films kaum noch mit dem verrückten Hitler und dessen verzweifelten Generalen. Er kämpft mit Churchill und Eisenhower. Er drängt zur Eile, denn die größte Gefahr ist für ihn, „die Deutschen können Berlin kampfflos den Alliierten überlassen“.

„Diese Panzer und Geschütze reichen nicht nur für das „Unternehmen Berlin“,“ ruft Stalin stolz und wenige Augenblicke später: „So wollen wir den Frieden der Welt hüten. das Glück für euch alle, meine Freunde!“

Das Programmheft läßt über die Rollenverteilung keinen Zweifel. Es heißt darin:

„Während Adolf Hitler „nur“ sechs Millionen Juden in seinen Gasöfen vernichtete, will Harry Truman mit seiner Wasserstoffbombe gleich sechzig Millionen Erdenbürger töten. Beide sind wahnsinnig und wahnsinnig dumm, und sie werden die Opfer ihrer eigenen Propaganda, wenn ihnen die Völker nicht rechtzeitig die Brandfackel aus den Fingern schlagen.“ Soweit der Vorspruch.

„Man kann die Brutalität des Krieges nicht verschweigen, wenn man sichtbar machen will, wie notwendig das friedliche Leben für alle Menschen ist.“ sagt Regisseur Tschiaureli über seinen Film. Pawlenko, Mitautor des Drehbuches, trat bei der Berliner Premiere, bebrillt, mit roter Krawatte, an das Vortragspult und kündigte eine „Entlarvung des Militarismus“ an.

Ein blondes FDJ-Mädchen dankte mit einem Blumenstrauß und wurde von dem russischen Autor zur Belohnung in die Wange gekniffen.



Zähneknirschend
Filmstar Brigitte Horney

FESTIVAL

Das Beste des Jahrgangs 50

Erich Maria Remarque, in Ronco bei Locarno zu Hause, sah sich keinen der gezeigten Filme an, obgleich die V. Internationalen Festspiele von Locarno zwanzig Filme boten. Dafür trank Remarque mit Brigitte Horney und ihrer psychoanalytischen Mama Karen aus New York um die Wette.

Manche Kritiker meinten, sie hätten besser daran getan, mit ihnen zu trinken, denn in den wild wuchernden Festivals sei der Wurm. Das fand auch Real-Chef Walter Koppel. Er revanchierte sich für die Lobeshymnen auf seinen Liebeneiner-Film „Des Lebens Ueberfluß“ mit Vermouth-Soda und der Erkenntnis „So geht es nicht“. Das „So“ bezog sich auf Locarno.



Mulattenfrage
Filmkind Angelo

In Locarno leidet die Fremdenindustrie Not und soll durch die Festspiele belebt werden. Devisenkräftige Ausländer bleiben aus. Im Kursaal und in den Bars sind die Musiker und Kellner unter sich. Nur zwei Lokale, in denen die Journalisten pausenlos aufeinander einreden, haben genug zu tun.

Vergnügt blieb Gustav Fröhlich, mit grauen Schläfen im blonden Haar. Er schwor: „Man muß wenigstens fünf Filme gemacht haben, damit der sechste gut wird.“ Er vergaß dabei, daß seine „Lüge“, mit der er in Locarno den Abschluß des Festivals begehen sollte, erst sein vierter Film war.

Dafür bereitete Fröhlich den Journalisten, die mit siebzig Mann aus Westeuropa vertreten waren, eine Ueberaschung. Fröhlich begeisterte 3000 Schweizer, die sich mit durchschnittlich drei Franken den Eintritt zur Freilichtaufführung der „Lüge“ erkaufte hatten. Im Gegensatz zu den Kritikern jubelten die Schweizer: „Endlich ein deutscher Film“ und standen ergriffen, als die schwarz-rotgoldene Bundesflagge am Mast aufstieg.

Fröhlich hatte diesen Streifen wie eine Stummfilm-Erinnerung an das Jahr 1930 zelebriert, mit einigen reizenden Gags und zensur-reifen handfesten Unmoralitäten.

Brigitte Horney, mit breitrandigem Tessiner Hut und rotem Tuch, laut südschweizerischer Presse „die Repräsentantin der neuen deutschen Film-Kunst, weil sie auf der alten Tradition aufgebaut ist“, knirschte mit den Zähnen. Auch wegen „Des Lebens Ueberfluß“. Weil dort Katzen geschlachtet werden.

Vorher waren schon herzhaft Pleiten geschehen. Der Pontus-Film „Nur eine Nacht“ wurde, abgesehen von den darstellerischen Qualitäten des Paares Hoppe-Söhnker, eine tödliche Blamage für Deutschland.

Dabei hatten es die deutschen Filme nicht schwer. Ihre bisherigen Festspielrivalen, die Italiener, zeigten ein halbes Dutzend Filme gängiger Dutzendware. Die rührten am Beispiel des kleinen Mischlings Angelo die Mulattenfrage an, ohne sie zu lösen, zeigten stehlende Jugend und kopierten Robert Siodmaks „Menschen am Sonntag“ mit „Ein Sonntag im August“.

Die italienischen Produzenten versicherten, das sei das Beste des Fünfziger Jahrgangs. Der König der italienischen Film-publizisten, Aristarco, stellte fest, seine Landsleute hätten sich in ihrem Nero-Verismus festgefahren.

Alle Kritiker waren sich einig, daß die Amerikaner mit dem Jennifer-Jones-Streifen „We are Strangers“ (Wir sind Fremde) die Palme bekommen hätten, wenn es eine gegeben hätte. Außerdem fand man den englischen Streifen „Golden Salamander“, den deutschen „Des Lebens Ueberfluß“ und den italienischen „Ein Sonntag im August“ prämiierungsreif. Den letzten fürs Kopieren.

Die Manager waren gegen Preise gewesen, denn Locarno ist ein Festival der Manager, der Filmverleiher. Sie möchten die Journalisten am liebsten abschießen. „Weil sie uns die Geschäfte versauen.“

Lilian Harvey, mit neugewachsenen blonden Locken, Film-Stoffe suchend und verstimmt, weil sie keiner beachtete, verschwand nach zwei Tagen wieder. „Marlene Dietrich hielt sich besser“, murmelte das böse Volk. „Aber sie ist ein gutes Geschäft“, schwor der Verleiher Karg aus Zürich. Er ging wegen „Für eine Nacht“ finanziell schwer zu Boden und will mit der „Lüge“ alle Scharfen auswetzen.

Günter Neumanns „Herrliche Zeiten“ wollen die Schweizer Verleiher nicht, und sie wollten ihn auch in Locarno nicht auf-führen. „S'ischt koi gueter Film — der Hitler isch' drin.“